

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

61 (12.3.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 60



No. 60.

Karlsruhe, Sonntag, den 12. März

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unter sagt.

Frühlingsstürme.

60

Roman von Nataly von Schiruth.

(Nachdruck verboten.)

Das Feuer knistert im Kamin und erleuchtet mit grellem Maderlicht die große Fluchhalle, welche oft und gern als Wohnraum benutzt wird. Die schwerelobigen Eichenmöbel sind in den Bereich des Feuerscheins gezogen, Felle bedecken die Steinfliesen, und in heiterem Gespräch halten die drei Damen eine Dämmerstunde.

Zu Rothtrauts Entzücken ist Charitas weniger wortfarg als heute mittag, und als die Kleine wieder allerhand neugierige Fragen thut, und die Geheimrätin sich auch voll warmer Teilnahme erkundigt, ob das junge Mädchen allein und verwaist in der Welt stehe, da blickt Charitas fest und zuversichtlich in das liebe, herzwinnende Gesicht der alten Dame, fast erregt ihre Hände und drückt sie an die Lippen.

„Wie sind Sie so gut, so unendlich freundlich zu mir, gnädige Frau!“ flüstert sie mit zuckenden Lippen. „Wie schlägt Ihnen mein Herz so dankbar und innig entgegen, als habe es in Ihnen eine zweite Mutter gefunden, welche mir voll Liebe und Erbarmen die Arme öffnet! Sie fragen nach meiner Heimat, nach meinem Herkommen, gnädige Frau, Sie sind berechtigt dazu, und mich drängt es wie eine heilige Pflicht, Ihnen rückhaltlos alles aus meinem traurigen Leben zu erzählen, was mich in Ihr gastliches Haus geführt! Es wäre mir unerträglich, wenn man meinem Dierlein eine falsche Deutung gäbe, wenn Sie die geringsten Zweifel in meine Person setzten!“

Frau v. Damafus nahm das schöne, bleiche Antlitz zwischen ihre Hände und küßte die reine Stirn. „Ich habe schon in viele Menschenaugen gesehen, liebe Charitas, und die Ihren werden nie einen Zweifel, nie ein Mißtrauen aufkommen lassen! Ich habe Sie jetzt schon lieb, als gehörten Sie fortan zu uns, und Ihr Vertrauen wird mich Ihrem Herzen noch näher führen! Soll Rothtraut bei uns bleiben, oder wollen Sie mir allein Ihr sorgenschweres Herz ausschütten?“

Charitas faßte die Hand des Badfischchens und zog sie unwillkürlich näher an sich. „Ich bitte Sie, liebe, gnädige Frau, Ihr Töchterchen bei uns zu lassen!“ bat sie mit bebender Stimme. „Ich würde ja vor Scham vergehen, wenn ich etwas aus meinem Leben zu erzählen hätte, was nicht jedes Kinderohr vernehmen dürfte!“ Und sie begann mit kurzen schlichten Worten von ihrer einjamigen, lieblosen Kindheit und Jugend zu erzählen, von den unerträglichen Jahren, welche sie im Hause der Pfliegeltern verlebte, und Rothtraut schlang voll leidenschaftlichen Mitgeföhls die Arme um die Sprecherin, und drückte sie so ungestüm an sich, als wolle sie ihr all die entbehrte Liebe nun doppelt und dreifach ersetzen! Und Charitas empfand diese reine, ehrliche Liebe wie ein Gnadengeschenk Gottes; was sich je an Mißtrauen in ihr Herz geschlichen, schwand dahin wie Schatten vor der Sonne.

Sie fuhr fort, von ihrem Aufenthalt in Catania, von ihrem

ersten Zusammentreffen mit Klaus Sterley zu erzählen. Neben ihr sicherte es plötzlich, das Badfischchen rückte vollends näher, stützte die Ellenbogen auf der Erzählerin Schoß und das glühende Gesichtchen in die Hände und lauschte atemlos, bebend vor Interesse, jedem Worte. „Aber ich erzähle Ihnen jetzt gewiß bekannte Dinge,“ unterbrach sich Charitas und blickte fragend in der Geheimrätin teilnehmendes Gesicht. „Herr Sterley hat doch wohl all diese Vorkommnisse mitgeteilt, ehe er mich Ihrem lieben Schutz empfahl?“

Frau v. Damafus bewegte vermeinend das Haupt. „Wir wissen und ahnen von nichts, liebes Herz, bitte, fahren Sie fort.“

Das junge Mädchen sah etwas betroffen aus, aber sie sprach weiter und schilderte rückhaltlos alles, was sich in dem Garten der Favorita und später in dem Salon der Julia Livornesi zgetragen. „Ich wußte mir keinen andern Rat!“ fuhr sie mit verzweifelmten Blick fort. „Ich klammerte mich an den Strohhalm, welcher mir in der Flut meines Elends entgegentrieb! Ob ich recht gehandelt? Gott im Himmel mag mir verzeihen, wenn ich undankbar gegen die Pfliegeltern war, ihm habe ich mich befohlen, und ich vertraue seiner Gnade, daß er mich seine Wege führt. — Liebe, teure, gnädige Frau, wollen Sie mir helfen, diesen rechten Weg finden? Ich habe keine Zeit zu verlieren, ich muß noch heute abend Zeitungsannoncen aufsehen und einen Brief nach Kaiserswerth schreiben, um ein Unterkommen zu finden! Darf ich dabei auf Ihre freundliche Unterstützung rechnen, welche Herr Sterley mir verhielt? Sie erfuhren doch wohl bestimmt durch ihn, daß ich mich um eine Stellung — und eine jede ist mir recht, welche mich mein Brot in Ehren verdienen läßt — von hier aus bewerben will?“

Frau v. Damafus hatte ihre Schutzbefohlene tief ergriffen an die Brust gezogen: „Vorläufig erholen Sie sich erst von all den Aufregungen und Anstrengungen der letzten Zeit, mein Herzenskind! Sie sind mir für unbemessene Frist als Gast unseres liebenwürdigen Gutsherrn angemeldet, und ich muß mich genau nach dessen Befehlen richten, was ich für Sie zu thun, und was ich zu unterlassen habe! Aber ich denke —“

Charitas richtete sich überrascht empor. „Als Gast des Gutsherrn?“ fragte sie mit weit offenen Augen. „Sind Sie denn nicht die Besitzerin von Lichtenhagen, gnädige Frau?“

Die alte Dame lächelte: „Welch hohe Meinung haben Sie von mir, liebes Kind! Nein, in solch goldener Wiege hat mich das Schicksal nicht gebettet; im Gegenteil, mein Kind und ich leben zurzeit nur von der Gnade und Großmut unseres Beschützers, bis, so Gott will, auch durch seine treue Fürsorge die Not für immer von uns gewandt wird!“

Charitas strich fassunglos mit der Hand über die wirren Stirnlöckerchen. „Aber... mein Gott... Herr Sterley sagte mir doch, daß er sein Brot durch seiner Hände Arbeit verdienen müsse, kein Wort davon, daß er Besitzer dieses Gutes sei.“

„Das ist er ja auch nicht!“ unterbrach Rothtraut sehr lebhaft. „Sterley hat ja gar kein Vermögen, das weiß ich längst...“

Aber was thut das? Die Liebe — Die Geheimräum legte unterbrechend die Hand auf die rosigen Lippen.

„Sie ahnen garnicht, liebe Charitas, wenn Lichtenhagen gehört? Sie hörten zuvor garnichts von Herrn v. Torisdorff — Torisdorff!“ — Wie ein leiser Aufschrei klang der Name von ihren Lippen, wie in entsetzlicher Abwehr hob sie die bebenden Hände „Im Gottes Willen — Lichtenhagen gehört doch nicht . . . ich bin doch hier nicht Gast von . . .“

„Er gewiß, von unserm lieben, prächtigen Herrn, diesem Menschenfreund und Helfer par excellence. — Aber, bestes Kind, warum regt sie diese Thatsache so auf? Sie wohnen ja doch nicht mit ihm unter einem Dach, ich bin ja doch zu ihrem Schutze hier, und selbst die prädestinirten Ansichten können bei dieser Gastfreundschaft absolut nichts Ungehöriges finden!“

Charitas zwang sich zur Ruhe, sie biß wie in leidenschaftlicher Qual die Zähne zusammen und trampfte die Hände um die Sessellehne. „Wie ist das aber möglich . . . wie kommt Herr v. Torisdorff aus Oesterreich hierher . . . wie kann er als Priester auf diesem oder einem Nachbargute wohnen? . . .“

„Als Priester?“

„Aber Charitas, Sie fiebern! Torisdorff ein Priester?“ Langsam richtete sich ihre schlanke Gestalt empor, ein Zittern und Frösteln durchschauerte sie, und mit einem Blick, einem Ausdruck in den farblosen Jüngen, als erwarte sie ihr Todesurtheil zu hören, murmelte sie tonlos: „Er ist nicht katholischer Priester? — Er ist es nicht?“

Frau v. Damajus und Rothtraut wechselten einen beinahe angstvollen Blick.

„Nein, gewiß nicht! Er ist Gutsbesitzer und lebt jetzt hier, um in Krembs die neu entdeckten Kohlenlager erschließen zu lassen. Aber richtig, ja, jetzt fällt mir eine Aeußerung Dagborns ein.“ fuhr Frau v. Damajus lebhaft auf. „Charitas hat doch Recht! Er ist ein oder zwei Jahre Kleriker gewesen, mußte aber diesen Beruf aufgeben, weil die Kohlenlager entdeckt wurden! Da kam ihm der hochherzige Gedanke, sein Leben in den Dienst der Pflicht zu stellen und die Schuld abzugeben, welche sein Stiefvater unverschuldeterweise mit in das Grab nehmen mußte! Der liebe Gott hat wieder zu rechter Zeit durch seine Werke geredet, Tausende von Menschen werden durch den Opfermut dieses edlen jungen Menschen wieder glücklich werden!“

Charitas strich mit dem Taschentuch über die Stirn, seuchte Perlen glänzten darauf. Sie atmete so tief, als kämpfe sie gegen das Erstickende.

„Wie kann denn ein katholischer Priester seinen Beruf aufgeben?“ fragte sie mit fremder, rauher Stimme.

„Er war ja noch kein geweihter Geistlicher, sondern nur studierender Kleriker. Das Glück war uns allen hold, daß er noch nicht dauernd an die Kirche gebunden war, sondern jederzeit noch zurücktreten konnte!“

„Und wie lange ist's schon her, daß er zurücktrat?“

„Das kann ich nicht genau sagen, aber ein halbes Jahr mag's wohl her sein! — Hat denn Herr Sterley nie von den Angelegenheiten seines Stiefbruders gesprochen?“

Eine Thür schlug hastig auf, Ramsell Linchen stand auf der Schwelle.

„Gnädige Frau! Gnädige Frau! Inspektors Frizchen ist so schlimm gefallen und will sich nicht verbinden lassen, da läßt die Frau Inspektor recht dringend bitten, die Damen möchten doch mal für einen Augenblick herüber kommen könnten! Fräulein Rothtraut kann ja alles mit ihm aufstellen, was sie nur will, und die gnädige Frau weiß mit der Bandage wohl auch besser Bescheid als die Mutter! Ach, Du lieber Gott, ist das ein Geschrei: Die ganze Stirn ist offen!“

Rothtraut stand längst neben ihr.

„Sofort! Sofort! Sagen Sie, wir kommen! Bitte, Mutterchen den Schlüssel zum Speiseshrank; ich muß ein paar Stückchen Zucker mitnehmen! Ach siehst Du, hättest Du doch die Ramsell Macronen backen lassen! — Kommst Du, Mama? Ach bitte, eile Dich!“

„Natürlich, ich komme, hole nur mein Tuch!“ . . . Und hastige Schritte hin und her, rasselnde Schlüssel und klappende Thüren und dann still, ganz still. Nur das Feuer knistert und die Funken tanzen.

Charitas regt sich nicht, sie starrt in die Stüt. Ach, daß sie weinen könnte! Sie kann es nicht mehr, ihr Herz stirbt eines tausendfachen Todes. Man weiß sie, warum Rothtraut ihn liebt und lieben darf; von Klaus Sterley schwärmt sie wohl nur seiner Braut zuliebe. (Fortf. folgt.)

Lieblingsbeschäftigungen von Staatsoberhäuptern.

Daß die Regierungsgeschäfte und die Lasten der Repräsentation den Monarchen noch Zeit lassen, irgend eine Kunst auszuüben, ist genugsam bekannt. So wissen wir von Kaiser Wilhelm, daß er ein hervorragender Zeichner ist, und daß er sich auch schon als Komponist erfolgreich versucht hat. Seine Mutter, die Kaiserin Friedrich, ist als Malerin anerkannt. Die Königin von Rumänien (Carmen Sylva), die Erbkönigin Natalie von Serbien, Fürst Nikolaus von Montenegro dichten, und Papst Leo's lateinische Oden sind berühmt. Der Zar singt ganz hervorragend, und Großfürst Michael von Rußland hat es dieser Tage in Nizza mit einer Ouvertüre, die den zeitgemäßen Namen „Influenza“ trägt, ein erstes gelungenes Kompositionendebüt zu verzeichnen.

Weniger bekannt dürfte hingegen sein, daß Monarchen neben den ihnen obliegenden zeitraubenden Pflichten die Zeit finden, nach des Tages Mühe und Lagen sich an hervorragenden Werken der Poesie zu erfreuen. Kaiser Wilhelm hält seine hohe Gemahlin über alle hervorragenden literarischen Erscheinungen der Zeit auf dem laufenden, und man erzählt, daß er mit besonderer Vorliebe abends der Kaiserin aus Romanen vorliest. Diese Stunden reinen stillen Familienglücks erfreuen sich einer besonderen Gunst des Herrscherpaares. Ueber die literarischen Neigungen Kaiser Wilhelm's wissen wir aus der Zeit, da Jules Simon in Berlin weilte, daß der Monarch diesem gesagt habe, sein Lieblingsautor sei der Verfasser des „Maurice de Forges“ („Hüttenbesitzer“), also Georg Dinet.

Uebrigens sei hier eine kleine Anekdote eingeschlossen, die sich eben damals abgespielt haben soll, als Jules Simon in Berlin weilte. Dieser sprach sein Erstaunen über die vorzügliche Aussprache des Französischen unseres Kaisers aus. Das sei kein Wunder, soll der Herrscher erwidert haben, da er einen Freund habe, der ihn 10 Jahre lang unterrichtete und noch jetzt bei ihm sei. Es sei ein Pariser. „Haben Sie übrigens“, habe der Kaiser fortgeführt, „bemerkt, daß ich mich ungebräuchlicher Ausdrücke bediene?“ Ein einziges Mal, und zwar soeben, lautete die Antwort, „als Majestät sagten: Nous nous réunissons ici pour godailler.“ (Wir werden uns hier zum Feiern versammeln.) „Godailler ist aber“, warf der Monarch ein, „echt französisch und in dem Wörterbuch der Akademie enthalten.“ „Trotzdem“, entgegnete der Akademiker, „wird es wieder auf der Akademie, noch in den Salons gebraucht.“ „Das werde ich mit merken, und das ist der einzige inkorrekte Ausdruck?“ fragte der Kaiser, und der Akademiker konnte ihm versichern, daß es der einzige sei.

Die französische Lektüre scheint bei den Herrschern besonders beliebt zu sein. Der Zar bevorzugt besonders die Schriften Coppée's, der Prinz von Wales ist ein Bewunderer von Dumas als, die Königin von Italien hat eine Vorliebe für Lamartine, Elisabeth von Rumänien und die Königin-Regentin von Spanien besitzen eine solche für Victor Loti, die verstorbenen Kaiserin von Oesterreich hatte dagegen eine geradezu rührende Verehrung für den satirischen Heinrich Heine.

Der dahingeshiedene Präsident J. Faure zeigte eigentümlicherweise eine besondere Neigung für Wolff's Berichte über den Krieg von 1870. Daneben hatten in seiner Bibliothek die Coburn'schen Studien über Deutschland, sowie „La Formation de la Prusse contemporaine“ von Godefron, dann die Reisebeschreibungen „Stansons und des Herzogs von Orleans und Schourvelles „Französische Politik in Tunis“ einen Ehrenplatz. Faure pflegte jeden Morgen 2 bis 3 Stunden in seinem Arbeitszimmer lesend zuzubringen. Wie man neuerdings hört, soll die Bibliothek Loubet's geradezu fabelhaft reichhaltig sein, was allerdings noch nicht bewiesen, daß er viel und gern liest. Allerdings soll er mit Vorliebe über Litteratur sprechen. Carnot hatte eine besondere Neigung für die Revolutionsgeschichte, und während seiner Regierung pflegte sein ehemaliger Schulkamerad Armand Silvestre viel im Elysee zu verkehren.

Kunst und Wissenschaft.

* Christian Heinrich Rollex, der Begründer der nach ihm benannten Kurzschrift, feierte gestern seinen 60jährigen Geburtstag. Das von ihm begründete System hat sich neben dem von Gabelberger, Stolze und Krenns überall Anerkennung und Verbreitung verschafft. Sein Besehung ist auch in fremden Sprachen erschienen. Als Schriftsteller, Volksbildner, Redakteur, Redner und Dichter ist Rollex bekannt geworden.

* Auf dem Gebiete des alten Karthago sind durch den Leiter der französischen Ausgrabungen in Tunis, Herrn Gaudier, wichtige Entdeckungen gemacht worden. Nach Durchdringung einer Schicht aus byzantinischer Zeit fand er einen Kolossaltempel des Marc Aurel, sowie zwei große Mosaiken, eines mit der Darstellung einer Venus nebst Schiffslämpfen, das andere mit der eines Wagenrennens. Diese Mosaiken bedeckten einen unterirdischen Raum, von dem aus man in ein Heiligtum des Jupiter Ammon und eines Deus Barbarus Sylvanus gelangte. In dem unterirdischen Räume fand man auf 4 fast intakte Statuen von Priesterinnen, sowie massenhafte Weihgeschenke. Noch tiefer (8 m unter der Oberfläche) wurden 40 altägyptische Gräber entdeckt, welche reiche Beigaben aus Ton enthielten. — In der Mo-

demie der Inschriften zu Paris machte. Gaston Boissier Mitteilungen von Ausgrabungen Dr. Carions in der Trümmerstätte des alten Theaters zu Dugga in Tunis. Die Rosettabekleidung des Nubienbodens fand man ziemlich gut erhalten vor. Büchse und Hypothenou wurden durch scharfsinnige Luten in Verbindung gebracht, um so den nicht spielenden Darstellern Einblick in den Gang der Handlung zu verschaffen. Pallhöfen in der Mitte der Bühne öffneten den Weg zum Erdgeschoß, wo man noch die Vertiefungen bemerkte, welche zur Aufnahme der beweglichen Dekorationsstücke dienen. Eine Fülle von bemerkenswerten Einzelheiten fand sich noch auf und unter dem Boden der Bühne.

Litterarisches.

* Heft 19/20 des 36. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung“, redigiert von Otto v. Leirner, Verlag von Otto Fante in Berlin, hat folgenden Inhalt: Durchbrochene Dämme. Roman von Hermann Heiberg. Schluß. — Pflichten. Roman in 6 Büchern von Maximilian v. Rosenbergs. Forts. — Die Polihalterin. Roman von Clara Zahn. — Beiblatt: Die Feinde des deutschen Hauses. Von Otto v. Leirner. — Moderne Wiener Litteratur. Von Hans Sittenberger. — Pfänder der Irene. Barleske von Eugenie Galli. — „Gaujer“ oder „moderner Meister“. Von Olga Cordes. — Neue Zeitschriften. Von H. Häfner. — Vermischtes. — Gedichte. — Briefkasten. * Paris 1870/71. Von Karl Heibtreu. Illustr. von Chr. Scherer. 11—15. Teilend. 18 Bogen. Geh. 2 M., geb. 3 M. Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart. Unter allen bisherigen zahlreichen Schlachtenbildungen Heibtreus nimmt sein „Paris“ vielleicht die hervorragendste Stelle ein. Mit wunderbarer Anschaulichkeit tritt uns das ganze weltgeschichtliche Ereignis der Belagerung von Paris entgegen. Vornehmlich hat Heibtreu die beim deutschen Publikum wenig bekannten Zustände auf französischer Seite beleuchtet und manch neues Streiflicht fällt auf die inneren Verhältnisse der belagerten Metropole, sowie die mannigfache Färbung der belagerten Metropole, durch egoistische Bosigkeiten der Führer untereinander, teils durch demagogische Umrirde. Trochu und Ducrot werden überall redend und handelnd eingeführt, mit voller Anerkennung ihrer braven Weisung, doch nicht ohne Anflug heiderer Ironie. Der Streiber Carre de Bellemare und der Gaudeben Henault, der unfähige Exra und vor allem der heldenmütige Ober-Artilleriekommandant Bousquet, der seine unfruchtbaren Anstrengungen mit dem Tode bezahlte, spielen ihre entsprechende Rolle. Daneben treten noch manche Nebenpersonen auf, die Interesse erregen, wie z. B. Boulanger und Miribel, die späteren Revolutionsheroen. In dem großen Gemälde fehlt kein charakteristischer Zug, keine Einzelheit. Alles lebt, alles vibriert von leidenschaftlicher Bewegung.

Verchiedenes.

Helgoländer Gesehichte. Das Bürgerliche Gesezbuch wird bekanntlich auch für Helgoland Rechtsgültigkeit erlangen; damit wird endlich das dortige Gesehlichungsrecht beseitigt, das mit Recht als ein Hohn auf die deutsche Rechtsaufsaffung empfunden worden ist. Nicht selten — so bemerkt die „Germ.“ — hat es während in die legitimen Familienbeziehungen eingegriffen. Trotzdem scheint den Helgoländern der Zustand zu gefallen. Eine beim Abgeordnetenhaus eingegangene Petition will Erhaltung des bisherigen Rechtes, andererseits Entschädigung. Allerdings haben die Helgoländer für die Übernahme der in der Heimat der Brautleute unmöglichen Trauung recht hohe Gebühren eingezahlt. Von jeder Trauung erhält der Pfarrer 100 M., die politische Gemeinde 57 M., ein besonderer Beamter 11 M., zwei Lehrer je 6 M. In den letzten fünf Jahren haben 10 der Beteiligten 104 000 M. bezogen. Im Jahre 1888 waren die Einnahmen besonders beträchtlich. Die Helgoländer machen auch geltend, daß neben den Gebühren auch der Aufenthalt der Brautleute, mitunter auch eines Verwandtenkreises, eine Einnahmequelle bildet.

Der „Albatros“ und die Züchtigung der Carlisten. Ueber das am 1. Januar aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichene Kanonenboot „Albatros“ macht der Geh. Abvkalitätsrat Koch eine Reihe interessanter Mitteilungen, von denen wir die über die Verwendung des Schiffes gegen die Carlisten wiedergeben. „Albatros“ war am 17. April 1874 von Havana zurückgekehrt und erhielt schon am 19. Mai wieder Befehl zu erneuter Indienststellung unter dem Kommando des Korvettenkapitäns v. Kostiz. Ursprünglich sollte es an den Sommerübungen des Geschwaders teilnehmen, wurde aber unmittelbar darauf an die spanische Küste geschickt. In Spanien war der als Kriegskorrespondent im Hauptquartier der Regierungstruppen weilende preussische Hauptmann a. D. Schmidt in die Hände der Carlisten gefallen und auf Befehl des Kronpräsidenten Don Carlos gefoltert worden. Die öffentliche Meinung in Deutschland verlangte laut nach einer Sühne für diese allem Völkerrecht Hohn sprechende Grausamkeit, und der Reichslanzler war bereit, diese zu fordern. „Nautikus“ und „Albatros“ wurden nach Spanien entsandt. Auf die Ausrüstung der beiden Kanonenboote wurde ganz besondere Sorgfalt verwendet, die Mannschaften wurden mit Zündnadelgewehren verbesserter Konstruktion bewaffnet. Am 6. August 1874 waren die Schiffe seklar und gingen am 8. in See. Am 24. hatten sie nach stürmischer Reise Santander erreicht. Die Schiffe fanden sich hier wenig erfreulichen Verhältnissen gegenüber. Die Nordküste war bis auf wenige Punkte von den Carlisten besetzt, deren undisciplinierte Banden, von See aus kaum zu fassen, das

Land durchstreiften. Als am 5. September morgens die Kanonenboote die von den Regierungstruppen besetzte kleine besetzte Stadt Guetaria passierten, fanden sie dort diese mit den auf den benachbarten Berggipfeln postierten Carlisten in ein Gesecht verwickelt. Schon hatten die Schiffe das Fort und die Stadt mehrere 100 m hinter sich, als die rings um den „Nautikus“ einschlagenden Gesehrtugeln den Kommandanten belehrten, daß jene Schiffe nicht nur den Regierungssoldaten, sondern auch ihm galten und der weit auswehenden Flagge ausgeschlossen war. Schnelligt wurde deshalb „Albatros“ geschlagen, und, nachdem der Kommandant des weiter zurückliegenden „Albatros“ verständigt war, zuerst aus dem Buggeschütz und dann aus den Seitenschützen und dem Heckgeschütz, während die Schiffe im Bogen langsam vorüberdampften, eine Anzahl Granaten nach den von den Carlisten besetzten Bergen hin gefeuert. Bald waren die Gesehrtugelführer eingeschossen, und schon nach kurzer Zeit stellten die fliehenden Feinde ihr Feuer ein. In den beiden Schiffen erblühte die spanische Heißblütigkeit den Anfang deutscher Intervention, ja selbst deutscher Okkupationsgelüste, in den Granaten von Guetaria eine den ruhmvollen Traditionen Spaniens zugefügte Schmach, und während die einen sich darauf beschränkten, ihr Mißvergnügen darüber zum Ausdruck zu bringen, daß „die Preußen sich in alles mischten“, ging ein stolzer Nachkomme Don Quijotes so weit, den Kommandanten des „Albatros“ zu einem persönlichen Renkontre herauszufordern und von ihm die Sühne für die der spanischen Ehre zugefügte Beleidigung zu empfangen. Es mußte, heißt es in dem seltsamen Schriftstück, für Deutschland glorreicher sein, den Triumph über ein Reich zu erzielen, das noch nicht alles Bewußtsein seiner Würde verloren habe. Das Fortschreiten der winterlichen Jahreszeit, die diesem Kistenreich frühe Kälte und ungewöhnlich starken Schneefall brachte, beschränkte inzwischen die Bewegungsfähigkeit der Kanonenboote immer mehr und machte es namentlich unmöglich, auf den in kleinen Booten betriebenen Schmuggel mit Waffen einzuwirken. General v. Stosch war daher keineswegs unzufrieden, daß sich das Auswärtige Amt gegen Weihnachten mit der Abberufung der Kanonenboote einverstanden erklärte.

Am 10. März vor 90 Jahren. Jylland war der erste deutsche Schauspielplatz, welcher in Preußen beloriert wurde. Im Jahre 1810 hatte Jylland den Roten Adlerorden 3. Klasse erhalten. Diese Auszeichnung galt wohl aber mehr dem Patrioten, als dem Künstler. Auf Napoleons Befehl war nämlich jede Kundgebung am Geburtstage der Königin Luise — das Königs-paar lebte damals in Königsberg, während die Franzosen Berlin besetzt hielten — strengstens verboten. Am 10. März 1809 trat nun Jylland in einem Schauspiel auf; da zog er bei passender Gelegenheit ein bis dahin verdeckt gehaltenes Blumensträußchen hervor und drückte dasselbe an die Brust. Das Publikum verstand ihn und brach in lauten Beifall aus; der französische Kommandant aber ließ Jylland in Haft nehmen. Als die Königin nach Berlin zurückkehrte, entbot sie Jylland zu sich und sprach ihm ihren herzlichsten Dank für die sinnige Huldigung aus.

Ein unerwartetes Ende nahm kürzlich die Vorstellung der Parodie „Fuhrmann Henschel“ im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. In dem 5. Akte „Berken“, welches eine Parodie zu dem bekannten Ausstattungstück im Circus Busch ist, wird auch eine Wasserpantomime dargestellt. Das Wasserbassin ist nach dem Zuschauerraum hin durch eine Glaswand abgeschlossen. Bei dem Hinabspringen der Aufführenden in das Wasser wurde die Glaswand offenbar schadhast und plötzlich sprühte die Wasser-masse in starkem Guß in den Orchester-raum, der sofort in fluchtähnlicher Weise von dem Orchesterpersonal geräumt werden mußte. Sofort fiel der Vorhang, und die Vorstellung wurde abgebrochen.

Verhehtes Vieh. Friedrich Hefling, der bekannte Orthopäde, veröffentlicht in der Wiener Wochenschrift „Die Wage“ einen interessanten Aufsatz über die Gefahren der stuhlischen Ernährung. Er kommt darin auf die oft geradezu ungläublichen Stallverhältnisse des Viehes zu sprechen und schreibt u. a.: Das Gebirgsvieh hat im Sommer in den Bergen wohl vorzügliches Weid-futter, genügend Luft und frisches Wasser, aber das ändert sich, sobald es im Herbst eingestallt wird. Da wird es für 7—8 Monate in einen Raum eingesperrt, der so klein und niedrig ist, daß dort, wo vielleicht 10 Kühe stehen, kaum für ein Stück genügend Luft vorhanden ist. Für Ableitung der verbrauchten und Zuleitung frischer Luft wird in den Bauernhöfen ganz und garnicht gesorgt. . . . Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, von Bauern die Klage zu vernehmen, daß ihr ganzes Vieh im Stalle „verheht“ worden sei, und daß die herbeigeholten Hegenbeschwörer alle Künste gebraucht hätten, um die Hege aus dem Stalle zu treiben. Das Vieh begann nämlich einige Stunden nach der abendlichen Futterzeit zu toben und zu schlagen, einige Tiere gerieten vollständig in Schweiß und kamen fast um. Bei Tage wird hingegen das Vieh selten „verheht“, weil die Stallthüre gewöhnlich offen gelassen oder häufig geöffnet wird; es erfolgt dadurch eine Ventilation des Stalles, bei der das Tier zur Not existieren kann. Während

der Nacht jedoch hält der Bauer seinen Kuhstall möglichst hermetisch verschlossen, sodaß absolut keine frische Luft eindringen kann. Da den Ansichten des Bauers mit einem Vortrage über Hygiene des Stalles nicht beigekommen ist, habe ich in Fällen, wo ich intervenieren konnte, den Leuten geraten, sie mögen das Stallfenster bei Nacht offen lassen. Die Tiere wäre nämlich im Stalle eingesperrt worden, sie wolle aber frei ein- und ausgehen können, dann würde das Vieh gewiß nicht erkranken. Das half.

Die Gefahren der Influenza. Das British Medical Journal sagt, daß das große Publikum so wenig den Umstand in Rechnung zieht, daß die Grippe in hohem Grad ansteckend ist. In der That ist sie eine der bösesten akuten spezifischen Krankheiten. Die Epidemie ist deshalb so schwer auszurotten, weil sich die meisten der Gefahr der Ansteckung so unbedacht aussetzen. Jeder ist allerdings mehr oder minder der Gefahr ausgesetzt, daß der Virus in seinen Körper tritt, und es hält schwer, absolut sichere prophylaktische Maßregeln anzugeben. Viel kann jedoch erreicht werden durch Befolgung der nachstehenden einfachen Regeln: Wenn jemand an der Grippe erkrankt ist, ist es besser, ihn nicht zu besuchen. Ist der Besuch notwendig, so sollte man persönliche Berührung vermeiden. Nach dem Besuch sollten die Hände in einer antiseptischen Lösung gewaschen werden. Die Kleider sollte man in frischer Luft lüften oder, besser noch, sie den Sonnenstrahlen aussetzen. Die nicht von der Seuche Befallenen sollten sich viel in frischer Luft bewegen, sich gut nähren und sich des Genusses beaufschlagender Getränke enthalten. Sobald die ersten Zeichen der Erkrankung erscheinen, sollte der Patient im Bette bleiben und sofort einen Arzt kommen lassen.

Der Leibarzt des Papstes Dr. Lapponi schläft noch im Vatikan, verläßt aber den Papst täglich mehrere Stunden, um seine Patienten zu besuchen oder Freunde zu sehen. Auf dem Rückwege nach dem Vatikan erzählte er dieser Tage einem Freunde die Ergebnisse der letzten Tage. Sie wären, sagte er, die bewegtesten seines Lebens. Der Papst fühle sich nunmehr wohl, die Wunde sei verheilt, und Lapponi ist jetzt überzeugt, daß die überhandene Gefahr keine Nachwehen zurücklassen werde. Wer den Papst zum erstenmale oder selten sieht, hält ihn für sehr schwach. Lapponi aber lebe des Glaubens, daß gar viele, die Leo für tot hielten, vor ihm sterben werden. Der Papst ist gesund, stark, von außerordentlicher Spannkraft; Herz, Magen und Lunge sind die eines kräftigen fünfzigjährigen Mannes. Er war nie krank, litt nie an Rheuma oder Gicht, seine Normaltemperatur schwankt zwischen 36,6 und 36,9, ein getreues Spiegelbild seines Seelenlebens, dessen gesunde Empfänglichkeit nur mit jener eines Jünglings verglichen werden kann. Binnen höchstens 14 Tagen wird der Papst zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren und sein Amt genau wie vorher versehen, denn die Krankheit hat, wie gesagt, seine Geisteskraft und Arbeitslust nicht im geringsten geschwächt. Schon jetzt läßt er sich nur schwer zur Ruhe verhalten, welche die Ärzte für notwendig halten. Er liest abwechselnd lateinische Klassiker und Zeitungen jeder Farbe und Partei. Die achtungsvolle Form, in welcher die italienischen und fremden Journalisten über seine Krankheit berichteten, bereite ihm große Freude. Er ließ sich die Depeschen der größeren italienischen, englischen und deutschen Blätter täglich vorlesen, und den mühevollen Fleiß, der daraus sprach, anerkennend, nannte er die Journalisten „die Bienen der Weltgeschichte“. Der Freund Lapponis fragte ihn, ob Leo sehr am Leben hänge. „Er verachtet es nicht“, erwiderte der Arzt. „Bei seinem tiefreligiösen Gefühl und reinen Glauben liebt er es sozusagen, unpersönlich als das Werkzeug eines höheren Willens. Gar oft spricht der Papst in bedauerndem Tone von seinem hohen Alter. Lächelnd tröstet er sich, eines Vorgängers gedenkend, der das hundertste Lebensjahr erreichte, und er fragt, ob er wohl die Kraft hiezu haben werde. Im übrigen würtzt er das Ungemach seines bewegten Greisenalters mit liebenswürdig seinem Humor, wo er es nicht über den kirchlichen und politischen Geschäften oder seinen literarischen und geschichtlichen Studien vergißt, denen er abwechselnd ohne Unterlaß obliegt. Seine Unterhaltung ist von genialer heiterer Ruhe getragen. Kein Gebiet menschlichen Wissens ist ihm fremd. Er lebt fern von der Welt und fühlt dennoch ihren Atem, als stünde er mitten in ihr. In diesem außerordentlichen Körper wohnt fürwahr ein außerordentlicher Geist.“ Der Freund fragte, wer gegenwärtig um den Papst sei. Lapponi antwortete: „Niemand außer Monsignore Angeli und den Kammerdienern Centra und Seneca. Letzterer war es, der den Papst während der Operation an den Schultern hielt. „Halte mich fester, alter Seneca!“ rief Leo, „Muße zu einem Scherzworte findend, „halte mich fest und gedanke meines heroischen Vorfahren.“ Sonst sah der Papst bisher niemanden, auch nicht Rampolla. Am 22. ds. wird aber die strenge Sperre aufgehoben und der Papst wieder sein traulich sonniges Zimmer verlassen.“ Dies jagend, trat Lapponi in das vatikanische Erzthor. Der Schweizer leistete ihm die militärische Ehrenbezeugung.

Wittfasten in Paris. Wenn man darauf gerechnet hatte,

daß Wittfasten die Pariser für den Ausfall des Umzugs des fetten Ochsen am Faschingsdienstag entschädigen würde, so hat man die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne das Wetter und ohne Berücksichtigung des Umstandes gemacht, daß alle Versuche, Festumzüge in Paris zu veranstalten, in den letzten Jahren mehr oder minder mißglückt sind. Wir können deshalb über die diesjährigen Wittfastenfeier schnell hinweggehen. Zwar war der Andrang auf den Boulevards ein kolossaler, wie alle Jahre, aber das unbestimmte Wetter, das dennoch besser war, als man am Morgen zu hoffen berechtigt war, beeinträchtigte stark die Stimmung des Publikums. Der Umzug wurde allgemein als recht mäßig bezeichnet; vielleicht könnte man den Wagen der Königin der Königinnen, der die hübsche Charlotte Broisy als Pastell in einem großen Rahmen zeigte, während auf den Stufen ihres Thrones die Hofdamen und Pagen malerisch hingelagert waren, und den des Roi Baroque der Studenten, der einige ergötliche Typen aufwies, so Bibi la Puce, das „Musterbild“ eines sorglosen Pariser Vagabunden, als amüßant gelten lassen. Bei den übrigen fehlte über jedes künstlerische und originelle Moment, besonders bei dem Schwannenzug gleichfalls der Studenten, und dem der Cythere, die beide geradezu lächerlich wirkten. Es fanden natürlich die üblichen Conzett- und Serpentin-schlachten statt, indessen wollte es scheinen, daß der Eifer für dieselben bereits stark nachgelassen habe.

Das Automobil in Madagaskar. Die Franzosen, bei denen die Verwendung der Selbstfahrer sowohl zu Sport- als zu Verkehrszwecken eine so große Entwicklung genommen hat wie in keinem anderen Lande Europas, haben das Automobil schon im Sudan eingeführt und wollen es jetzt auch in ihrer jüngsten Kolonie, auf der Insel Madagaskar, einbürgern. Die französische Gesellschaft für koloniales Verkehrswesen baut gegenwärtig eine Straße von dem Hafen Tamatave an der Ostküste nach der Hauptstadt Antananarivo. Wenn die Arbeiten, die mit großem Eifer gefördert werden, beendet sein werden, will man einen regelmäßigen Verkehr von Selbstfahrern zwischen beiden Orten einrichten. Das Unternehmen erscheint völlig sichergestellt, da die Gesellschaft durch ihren Vertrag mit dem Staate die Erlaubnis erhalten hat, den Weg auf Kosten der Kolonialverwaltung ausbessern und unterhalten zu lassen, falls der Zustand der Straße die Benutzung der Automobilwagen nicht gestattet. Die Insel Madagaskar wird demnach in kurzer Zeit mit den modernsten Verkehrsmitteln europäischer Technik versehen sein. Die Einführung der Selbstfahrer hat sich dort hauptsächlich dadurch empfohlen, daß die Verpflegung von Zugtieren auf der Strecke zwischen beiden Städten, die etwa 300 km von einander entfernt sind, erhebliche Schwierigkeiten bereiten würde.

Der Radler und sein Sohn.

(Nach Goethe.)

Wer radelt so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Vater mit seinem Kind. Er hält die Lenkstange fest in der Hand, der Vater lernt erst, der Sohn fährt gewandt. „Papa, was birgst Du so bang Dein Gesicht?“ Siehst lieber Wilhelm, das Hündchen Du nicht?“ „Das scheußliche Hündchen — von ihm droht Verrat! Mein Vater, nen' kräftigen Tritt, wenn es naht!“ Und näher tönt es, wauwau, wauwau! „Hörst Du es, mein Wilhelm?“ „Ja, Vater, genau!“ „Mein Sohn, mein Sohn, jetzt kommt's in der That! O, Himmel, es springt mir ins Vorderrad!“ Dem Sohne grauset's, er rast wie der Wind, der Vater folgt ihm, doch weniger geschwind, er trampelt voll Angst, er trampelt voll Qual, verliert erst das hintere, dann's rechte Pedal. Er schwanket, er taumelt, er stürzt — schwerer tot, das Rad war zerbrochen — der Hund war tot.

Sumoristisches.

Zeitungs-humor. In der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ wird angeboten „Ein vollständiges Exemplar in 3 Bänden von Adolf Menzels „Die Amme Friedrichs des Großen“. Es wird wohl die „Armeer“, die zur Amme allerdings manchmal Beziehungen hat, gemeint sein. — Die Chemnitzer „Allgemeine Zeitung“ vom 21. Februar enthält folgende Anzeige: „Famose neue Musikalien: Radfahrer-marsch „All Heil! Hurra!“ ferner „Sirenenzauber“ und „Ich weiß ein Herz, vorrätig hinter der Klostermühle 4.“ Wer also um ein Herz verlegen ist, der weiß, daß hinter der Klostermühle (wahrscheinlich giebt es dort ein lauschiges Plätzchen) eins zu haben ist. — Die „Kreiszeitung, allgemeiner Anzeiger für die Amtsgerichtsbezirke Loburgs und Umgegend“ vom 23. Februar berichtet: „Am Donnerstag, den 2. März, abends 8 Uhr, veranstaltet der hiesige Radfahrerverein im Schützenhause ein Wohlthätigkeitskonzert, bestehend in Theater und Saalabenden.“ Ein eigentümliches Konzertprogramm! — Im Luxemburger Volksblatt vom 21. Februar wird berichtet: „Wertert, 16. Februar. Der Arbeiter Herbert Heinz geriet heute morgen in der Fauril zu Wasserbillig in den Kreisriemen. Trotz der schnellen Hilfe von zwei Ärzten hat man Aussicht, das Leben des Veruntenen zu erhalten.“ Für die Kerze klingt das nicht sehr schmeichelhaft. (Aus dem Briefkasten des „Kladderadatsch“.)

Verantwortlicher Redakteur: Otto Neuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe, Dirschstrasse 8.